

den Prototyp und das Klischee eines tragischen Dichters? Das glaube, wer will (und kann)! (Wer wohl für den Untertitel verantwortlich zeichnet und eine pointierte ‚Politik‘ an dessen Ende gesetzt hat – doch nicht ausschließlich nach dem Gesetz der wachsenden Glieder resp. *metri gratia*, oder?)

Wo liegen Schwierigkeiten: Ist oder hat Aristophanes ein Wortschatzproblem? Fast das gesamte Vokabular antiker Werke stehe in modernen Schulausgaben zusammen mit ausführlichen Erläuterungen zu Namen und Sachen unter dem Text, meint H. – bewusst beschönigend? Denn wo wäre da auch nur eine Aristophanes-Schulausgabe? Ich wüsste von keiner. (Das griechische Drama der Import-Reihe ‚Griechischlektüre aktiv‘ aus dem nachbarlichen Österreich enthält nach Verlagsangaben Auszüge aus Werken der Alten Komödie; bei den immerhin derzeit – noch – lieferbaren siebzehn Titeln der Reihe ‚Aus dem Schatze des Altertums‘ ist zu bzw. von Aristophanes nichts zu finden ...)

Ist unser Komödiant zu – versaut? In bock(ig?-)konservativer Rechtschreibung parliert H. locker-flockig und offenbar nicht ohne einiges Wohlbehagen sachlich-sprachlich auch in vermeintlich oder tatsächlich weniger reinsäuberlichen Regionen, doch das Dilemma bleibt: Ist eine „Erektion“ schon *per se* irgendwie erhebend und stimulierend-erotisch, oder kommt ungeniertes „Penetrieren“ (der Sache nach schon löblich wie angemessen) am Ende halt doch eher genant penetrant rüber?

Bis in den Anhang mit Bibliographie, Zeitafel, Strukturelementen der Aristophanischen Komödie, Glossar sowie Personen- und Sachregister (223-240) hinterlässt das Ganze einen ausgesprochen sorgfältig wie dicht gearbeiteten Eindruck; vielleicht wäre ein Seitenblick auf den merkwürdigen Schlussstein im Viererpaket der ‚großen Schwester‘ Tragödie, das Satyrspiel, nicht unangebracht gewesen. Man spürt durchweg den witzig-spritzigen Kopf hinter den Zeilen, den man entsprechend auch gerne recht würdigen möchte – beim zweiten Durchgang zum Behufe dieser Besprechung gewann das Buch noch beim Rezensenten! –, doch das größere Verdienst um Aristophanes könnte (und sollte – möge!) sich H.

durch weitere Übersetzungen erwerben, idealiter zweisprachig (die, recht besehen, dem Ruf danach wie schon zu Lebzeiten keineswegs abträglicher) – ist die Nichtaufführung der letzten Übertragung aller erhaltenen Stücke durch einen WOLFGANG SCHÖNER aus dem Jahre 1989 kein beredtes Schweigen? (Verlegenst in Klammern nur ein klitzekleines Exemplum: Wo Schöners Hintern in den Wespen 1035 dem eines Kamels gleicht, hat oder bietet H. knackig-knapp den Ar--- eines solchen ...)

Für Freunde kurzer ‚Urteile‘: Nicht zu H. zu greifen, wären grundsätzlich interessierte Laien wie ich m. E. (bei aller Skepsis hinsichtlich großflächendeckend-durchschlagenden Erfolges ...) schlecht beraten, also nicht so fürchterlich schlau, mit dem ‚Hegele Schorsch‘ sozuschwätze: saudumm resp. -bleeed – auch, wenn ein höchst naheliegender Vergleich mit unmittelbarer Konkurrenz, dem ‚Studienbuch‘ PETER VON MÖLLENDORFFS (Hildesheim 2002 [222 S.], offenbar im FC unbesprochen geblieben) hier unterbleiben sollte.

FRIEDEMANN WEITZ, Leutkirch im Allgäu

*Jürgen Leonhardt: Latein. Geschichte einer Welt-sprache. München: C.H. Beck, 2009, IX, 339 S., 20 Abb., EUR 24,90 (ISBN 978-3-406-56898-5).*

Der Autor, Professor für Latinistik in Tübingen, gehört zu den (immer noch zu selten anzutreffenden) Fachvertretern, die für das Konzept einer Gesamtlatinistik stehen, d. h. für eine diachrone Wissenschaft von der lateinischen Sprache und Literatur, die sich nicht auf den winzigen Ausschnitt der ‚klassischen‘ Latinität beschränkt, sondern das Lateinische von seinen Anfängen bis in die Gegenwart als den natürlichen Gegenstand des Faches betrachtet. Ohne Epochengrenzen und eine sinnhafte Auf- und Arbeitsteilung in Latein bzw. Latinistik der Antike, des Mittelalters und der Neuzeit grundsätzlich zu bestreiten, erlaubt doch nur der Blick auf die Kontinuität und Identität der Sprache als ganzer eine adäquate Einschätzung und Beurteilung sowohl der historischen Rolle des Lateinischen als auch einer möglichen Funktion in der heutigen Welt. Es ist daher mehr als zu begrüßen, dass LEONHARDT (L.) ein Buch geschrieben hat, in dem er die Geschichte

des Lateinischen als einer „Weltsprache“ (wobei der Terminus undefiniert bleibt) nachzeichnet und insbesondere mit anderen historischen und gegenwärtigen Weltsprachen vergleicht. Besonders die Analogie zur aktuellen Weltsprache Englisch, die sich aufdrängt, hat L. eine gewisse Aufmerksamkeit im anglophonen Sprachraum verschafft (vgl. die Rezensionen von BEN LEE und BRANDEN KOSCH in *BMCR* 2010.10.04 sowie von CHRISTA GRAY in *Classical Review* 61/1, 2011, 97-99); aber auch die Analogie zur ehemaligen Weltsprache Französisch ist nicht minder plausibel und hat bereits zur französischen Übersetzung des Buches geführt (*La grande histoire du latin. Des origines à nos jours*. Paris 2010). Doch wir wollen nicht vorgreifen.

Ausgehend von der Frage, ob Latein eine ‚tote‘ Sprache sei oder nicht, entfaltet L. im ersten Kapitel (Latein als Weltsprache: Eine systematische Annäherung) seine These, ‚tote‘ und ‚lebende‘ Sprachen unterschieden sich nur graduell, nicht kategorial (9). Er führt dazu den hilfreichen Begriff der ‚Fixierung‘ ein, unter dem er „eine sprachliche Festlegung [versteht], die dem Anspruch oder der Sache nach für alle Zeiten irreversibel ist.“ (20). Diese Fixierung bedeutet allerdings keine vollständige Normierung der Sprache, sondern beschränkt sich auf ein grammatisches Grundgerüst; insbesondere Wortschatz und Phraseologie bleiben flexibel und können späteren Erfordernissen angepasst werden. Erhellend ist der Vergleich mit anderen historischen und aktuellen Kultursprachen, die das Lateinische, das allzu häufig nur im Kontext und im Gegensatz zu den modernen europäischen Sprachen betrachtet wird, nicht nur nicht als Sonderfall, sondern geradezu als Normalfall historischer Sprachfixierung erscheinen lassen. Neben den altorientalischen Sprachen (Sumerisch, Babylonisch, Ägyptisch) bilden vor allem das Griechische und das Arabische schlagende Beispiele: L. zeigt unter Benutzung des Konzepts der „Diglossie“ (FERGUSON 1959) Parallelen zur lateinischen Sprachgeschichte im Nebeneinander von altgriechischer Kultursprache (Katharevousa) und neugriechischer Volkssprache (Dimotiki) bzw. von Hocharabisch und den verschiedenen arabischen Dialekten auf. Weitere Beispiele für

solche ‚fixierten‘ Sprachen, denen jeweils volkssprachliche Varianten gegenüberstehen, sind das klassische Chinesisch, Altkirchenslavisch, Hebräisch und Sanskrit. Bei allen Unterschieden im Detail ist doch bemerkenswert, wie eine inter- bzw. translinguale Betrachtungsweise unsere Einsicht über die Funktionen des Lateinischen bereichern kann.

Die eigentliche Sprachgeschichte des Lateinischen umfasst die Kapitel 2 bis 4 und kann hier nicht im Einzelnen nachgezeichnet werden. Natürlich bringt L. hier manches Altbekanntes (sein Buch richtet sich auch an interessierte Nichtfachleute), aber doch auch innovative Überlegungen zu den Ursachen der Entwicklung des Lateinischen zur „Weltsprache“. Im zweiten Kapitel, das den Zeitraum von den Anfängen bis zum Ende der Antike behandelt, ist der dritte Abschnitt zur ‚Fixierung‘ des Lateinischen der interessanteste. Während WILFRIED STROH (*Latein ist tot, es lebe Latein! Kleine Geschichte einer großen Sprache*, 2007) den ‚Tod‘ des Lateinischen im ersten vorchristlichen Jahrhundert vor allem auf ein Rezeptionsphänomen zurückführt (insbesondere CICEROS Latein wurde als vollendet empfunden und daher buchstäblich konserviert), sieht L. die Fixierung durchaus als einen bewussten, teleologischen Prozess: Er verweist auf die intensiven linguistischen Diskussionen dieser Zeit (CAESARS *De analogia* und VARROS *De lingua Latina*) und auf den selbstbewussten sprach- und kulturschöpferischen Impetus, der von der Herausforderung der überlegenen, bereits fixierten Kultursprache Griechisch ausging. Das ist sicher richtig, doch fällt L. mit seiner Behauptung, die Fixierung des Griechischen durch die Klassiker des 5. und 4. Jahrhunderts sei ein „unvorhersehbares Wunder“ gewesen (74), die des Lateinischen dagegen ein intentionaler (und in gewisser Weise epigonaler) Akt mit dem Ziel, das Wunder künstlich zu wiederholen, unvermerkt wieder in die Erklärungsschemata der griechenbegeisterten deutschen Klassik zurück, die in den Griechen Naivität, Natur und Genie, in den Römern Sentimentalität, Künstlichkeit und Nachahmung sah. In Wahrheit wird man nur mit einem multikausalen Erklärungsmodell weiterkommen: Die Gründe für die Fixierung



des Lateinischen liegen sicherlich in der Sprachreflexion und in der *Aemulatio* der Griechen, aber gewiss zu einem Teil auch in der (so nicht vorherseh- und planbaren) Rezeption – man denke an die Idealisierung der ciceronischen Latinität bei QUINTILIAN und PLINIUS D. J. oder an die Divinisierung VERGILS bereits zu Lebzeiten. Und um auch HORAZ zu bemühen: Als Lyriker wollte er natürlich bewusst ein lateinisches Denkmal für die Ewigkeit setzen, als Satiriker dagegen hatte er keinerlei Klassikerallüren, sondern erprobte eher experimentell eine Gattung, die erst von der Nachwelt als eigene, ‚klassische‘ Leistung der Römer gewertet wurde.

Das dritte Kapitel bietet einen Schnelldurchlauf durch mehr als 1000 Jahre Sprachgeschichte, vom Beginn des Mittelalters bis 1800. Dabei wird mancher manches vermissen (der Linguist JOSEPH REISDOERFER etwa bemängelt, bei allem sonstigen Lob, die oberflächliche Behandlung der Merowingerzeit, vgl. die Rezension in Göttinger Forum für Altertumswissenschaft 13, 2010, 1131-1140), und L.s Schwerpunkt im Neulateinischen ist hier natürlich deutlich spürbar, aber es geht L. eben um eine Überblicksdarstellung, die die wesentlichen Linien herausarbeitet. Insgesamt entsteht, wie eingangs schon betont, trotz der Epochengrenzen ein klares Bild von der Kontinuität des Lateinischen als Sprache, die sich in je verschiedenen Funktionen zu behaupten vermochte.

Das gilt auch für die Moderne, der das vierte Kapitel (Weltsprache ohne Welt) gewidmet ist. Der Verfall des Lateinischen als Kommunikationssprache einerseits (die schöne Anekdote vom Thomaskantor JOHANN SEBASTIAN BACH, der trotz mangelnder Lateinkenntnisse eingestellt wurde, schaffte es sogar bis in das Internetforum der Frankfurter Allgemeinen Zeitung; vgl. [www.faz.net/-01v4fh](http://www.faz.net/-01v4fh)) und die Gründung des Humanistischen Gymnasiums andererseits sind Indizien der Widersprüchlichkeit, mit der die Moderne dem Lateinischen gegenüberstand und -steht: Der inhaltlichen Abwertung der lateinischen Literatur im Historismus des 19. Jahrhunderts (man denke an MOMMSENS CICERO-Schelte) korrespondiert auf der anderen Seite die Idealisierung der formalen Qualitäten des Lateinischen: Bis heute

erfreut sich das Fach des Rufes, das logische und mathematische Denken zu schulen. Die Nachkriegsentwicklung mit der Krise des Lateinischen in der Bildungsreform der 1970er Jahre und dem neuen ‚Boom‘ seit etwa 20 Jahren wird dann im letzten Teil des Kapitels nur noch gestreift.

Das fünfte und letzte Kapitel behandelt die Frage, welche Rolle „Latein als Weltsprache heute“ noch spielen könne. Hier finden sich die üblichen (wenn auch leider nur allzu berechtigten) Klagen über die Gefahr, eines wesentlichen Teils des „Schriftkulturerbes der Welt“ (277) verlustig zu gehen. Immerhin lernten, wie ein bekanntes, leicht zynisches Bonmot lautet, noch nie so viele Schüler so wenig Latein wie heute. Das eröffnet zumindest die Chance, die benötigten Fachleute aus einer großen Zahl von Lateinlernern zu rekrutieren, die längst nicht mehr nur aus bildungselitären Elternhäusern kommen. L.s Schlussplädoyer lautet, man müsse das Lateinische als „wirkliche“, und das heißt auch als gesprochene Sprache betrachten und entsprechend lehren. Das ist ehrenwert und kann vielfach nützlich sein, ist aber vielleicht doch für viele Lerner (und Lehrer!) unrealistisch und im Hinblick auf den erwartbaren Nutzen zu aufwendig. Realistischer erscheint mir, gerade auch im Vergleich mit anderen historischen Kultursprachen, den L. so fruchtbar machen konnte, das Plädoyer für eine Lesekompetenz im Lateinischen (vgl. dazu auch FRANÇOISE WAQUET: *Le latin ou l'empire d'un signe*. Paris 1998): Zum Verständnis, ja selbst zur wissenschaftlichen Bearbeitung lateinischer Texte dürfte eine solche, passive Sprachkompetenz (die schwierig genug zu erwerben ist) völlig hinreichend sein, wie man es ja auch von anderen ‚fixierten‘ Sprachen kennt: historische griechische, hebräische, arabische Texte muss man lesen können – in einem Restaurant in Athen, Jerusalem oder Kairo dagegen kann ich, wie übrigens auch in Paris, Rom oder Berlin, auf Englisch bestellen.

Als Fazit bleibt festzuhalten: L. hat ein wichtiges Buch geschrieben („a must-read“, um es in der heutigen Weltsprache zu sagen), dafür gebührt ihm zunächst der Dank aller, die das Lateinische an der Universität oder an der Schule vertreten. Das Hauptverdienst liegt aber nicht in der eigentlich linguistischen, sondern in der kulturwissenschaftlichen Perspektive: L. stellt das



Lateinische in den nötigen Kontext der historischen Kultursprachen und gibt so nicht nur dem gelehrten, sondern auch dem gesamtgesellschaftlichen Diskurs über die Rolle des Lateinischen im (beileibe nicht bloß europäischen) Bildungswesen einen neuen Anstoß. In den Internetforen wurde verschiedentlich kritisiert, dass sich in diesem Buch über Latein fast überhaupt kein Latein findet; die FAZ wollte darin gar „einen Ausdruck der Schwäche [sehen], in der sich die Latinistik derzeit befindet“. Das Gegenteil ist der Fall: Ein Latinist muss nicht damit prunken, dass er Latein kann; seine Stärke besteht darin, anderen zu zeigen, warum es sinnvoll ist, Latein zu lernen. Das ist L. in hervorragender Weise gelungen.

REINHOLD F. GLEI, Bochum

*Klaus Bringmann: Cicero. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft 2010. 336 S. EUR 29,90 (WBG-Preis: EUR 24,90; ISBN 978-3-534-15416-6).*

In der von MANFRED CLAUSS herausgegebenen Reihe „Gestalten der Antike“ hat KLAUS BRINGMANN, inzwischen emeritierter Professor für Alte Geschichte (Universität Frankfurt), eine Monographie über CICERO publiziert. Da bereits zahlreiche biographische Versuche über diesen bedeutenden Mann der ausgehenden römischen Republik existieren, kann man erwarten, dass der Verfasser einen neuen Ansatz sucht oder neue Erkenntnisse gewonnen hat. In der Einführung beschreibt B. nicht nur die außergewöhnlich gute Quellenlage, die es erlaubt, eine ausführliche Biographie über Cicero zu schreiben, sondern auch in knappen Zügen die Rezeption Ciceros, insbesondere den Bruch in der Auffassung über den Mann aus Arpinum im 19. Jahrhundert. Vor allem Forscher wie WILHELM DRUMANN haben dafür gesorgt, dass die bis zu dieser Epoche positive Meinung über Cicero umschlug; oft zitiert wurde der Ausspruch MOMMSENS, Cicero sei ein „Staatsmann ohne Einsicht, Ansicht und Absicht“ (15). Es wurde sogar über Cicero als Redner der Stab gebrochen, wenn es heißt (Mommsen): „Cicero hatte keine Überzeugung und keine Leidenschaft; er war nichts als Advokat und kein guter Advokat“. Liest man dagegen die feinsinnigen Analysen von C. NEUMEISTER, W. STROH und C. J. CLASSEN, ergibt sich ein völlig anderes Bild von Cicero.

Im Kapitel: „Hinweise zu den Quellen und zum Forschungsstand“ (291-295) bemängelt B. vor allem, dass Klassische Philologen oft nicht genügend mit dem „historischen Umfeld“ vertraut seien, „in dem Cicero sich bewegte, und selbst im engeren Zuständigkeitsbereich der Philologie herrscht die Zersplitterung der Einzelforschung“ (294). B. erinnert an die Forderung seines akademischen Lehrers CARL BECKER, der ein Buch über Cicero vermisst hatte, „das die verschiedenen Seiten seines Lebens und seiner Werke in ihrer Bezogenheit und ihre Verbindung mit der geschichtlichen Situation herausarbeitet und zugleich Ciceros literarische Leistung, vom einzelnen sprachlichen Ausdruck bis zu der Gestaltung im Großen, würdigt“ (294f.). Daran hat sich nach B.'s Auffassung bis heute nichts geändert, obwohl einige Werke in die richtige Richtung weisen (etwa von M. FUHRMANN oder von C. HABICHT). Ehrlicherweise gibt B. zu, dass auch seine eigene Habilitationsschrift (Untersuchungen zum späten Cicero. Göttingen 1971) ein „unzureichender Versuch“ gewesen sei, „für ein Teilgebiet einen Baustein für das größere Ganze zu liefern“ (295). Zu berücksichtigen ist auch, dass B. nicht nur Professor für Alte Geschichte ist, sondern auch ausgewiesener Klassischer Philologe und daher aus beiden Blickwinkeln die Dinge beurteilen kann.

Den Angaben im Schutzumschlag zufolge steht die tragische Verwicklung Ciceros in die historischen Auseinandersetzungen seiner Zeit im Mittelpunkt der Biographie. Einerseits berücksichtigt B. das weitläufige literarische Oeuvre Ciceros, andererseits aber beleuchtet er auch die politischen Vorstellungen, privaten Eindrücke und Gedanken Ciceros, die in den untersuchten Quellen zum Ausdruck kommen.

Wie zu erwarten, fasst B. die Sache chronologisch an; er beginnt mit Untersuchungen über die „Familiäre Herkunft und Jugendjahre“ (18-34), beschreibt „Die Anfänge als Prozessredner und die Bildungsreise“ (35-48), den „Beginn der Ämterlaufbahn: Quaestur“ (49-58), den „Aufstieg: Aedität und Praetur“ (59-78), um dann den „Scheitelpunkt der Karriere: Konsulat“ (79-100) zu beurteilen. Daran schließen sich folgende Kapitel an: „Der Weg in die Verbannung“